

1. Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 7.

Mittwoch, den 10. Januar 1903.

21. Jahrgang

Aus der Umgegend.

„d. Aus dem Untermain, 9. Jan. Infolge der trockenen, schneefreien Witterung der letzten Zeit sind die Holzschlägungsarbeiten sehr von hinten gegangen, so daß schon allenthalben die ersten Holzversteigerungen abgehalten werden. — Für den Stand der Wintersaat ist das Wetter bis jetzt recht ungünstig gewesen und wenn wir kein besonders gutes Frühjahr bekommen, so wird die Getreideernte wohl noch hinter der vorjährigen zurückbleiben. Die Lebensmittel sind allenthalben im Preise gestiegen, besonders die Brotfrucht und Kartoffeln. Der Preis für Schweine ist in fast allen Orten etwas zurückgegangen; eine mit Freuden zu konstatierende Tatsache. — Sowohl in unserm als auch in den umliegenden Kreisen herrscht noch immer die Hundesperre. — Die kürzlich veröffentlichte Statistik über das Ergebnis der Volkszählung im vergangenen Jahre bewies, daß die Bevölkerung des Untermainkreises seit der vorhergehenden im Jahre 1900 fortwährend im Wachsen begriffen ist. Nur wenige Ortschaften machen hier von einer Ausnahme, indem die Zahl ihrer Einwohner abgenommen hat. — Für Herstellung guter, fahrbarer Wege und Straßen in unserm Kreise ist sowohl durch die Gemeinden als auch durch die Kommunalverwaltung in den letzten Jahren viel aufgewendet worden und doch sind immer noch genug vorhanden, die der Verbesserung bedürftig sind. Dem Wassermangel ist von sehr vielen Gemeinden durch Anlegen neuer Wasserleitungen mit gutem Trinkwasser vorgebeugt worden.“

„n. Hochheim, 8. Jan. Für einen Teil der Bezirksstraße von Hochheim nach Kassel sowie für die in diese einmündenden Straßen, Erbengüterweg, Wiesbadenerstraße und eine neu projektierte Straße soll ein Fluchtlinienplan festgelegt werden und zwar betragt, daß die Bezirksstraße eine Breite von 16 Meter mit beiderseits 5 Meter breiten Vorgärten und die Seitenstraßen eine Breite von 10 Meter mit je 3 Meter breiten Vorgärten erhalten. — Gestern nachmittag 3 Uhr fand im Vereinslokal „zur Rose“ hier die Generalversammlung der Soldatenkameradschaft Hochheim unter dem Vorsitz des Kameraden Hermann Hummel statt. Wie sehr das Vertrauen in den bisherigen Vorstand gesetzt wird, beweist, daß die sämtlichen Vorstandsmitglieder wiedergewählt wurden, und zwar nach erfolgter Rechnungsablage pro 1902, welche folgendes ergab: einer Einnahme von 883,08 M. stehen 771,08 M. Ausgaben gegenüber. Das Gesamtvermögen des Vereins beträgt zurzeit 3550,12 M. und zählt der Verein jetzt 308 Kameraden.“

LOKALES

Wiesbaden, 9. Januar 1903.

„Literarische Gesellschaft Wiesbaden. Am 11. Januar (nächsten Donnerstag) wird der rühmlich bekannte rheinische Sagenforscher, Gymnasialprofessor Dr. Jakob Kober aus Mainz, im Wahllokal des Rathhauses über das Thema: „Die Nibelungen am Rhein“ sprechen. Anfang pünktlich 8 Uhr. Professor Kober arbeitet schon ein Vierteljahrhundert auf seinem Lieblingsgebiete als Schriftsteller und eine ganze Reihe von Publikationen ist aus seiner Feder hervorgegangen. Vorzüglich hat er es verstanden, die Gestalten der deutschen Mythologie und Sage dem Volke näher zu bringen, namentlich auch der Jugend für die altgermanische Götter- und Sagenwelt zu begeistern. So ist unter anderem besonders seine zweibändige Abhandlung „Deutsche Sagen in ihrer Entstehung, Fortbildung und poetischen Gestaltung“ überall als trefflich erkannt worden. Ferner hat er die Gestalten Hermanns des Cheruskers, Wilhelms Tell und Hanses in die rechte Beleuchtung gerückt. Aber auch seine „Bilder vom Niederrhein“, sein „Ritter Rhein in Sage und Dichtung“ sind treffliche Bücher, die für jedermann eine echte tiefe Poesie atmen. Langjährige Wirksamkeit zu

Worms, der Heimat der Nibelungen, haben die Studien zu der letzteren vertieft, und wir dürfen versichert sein, daß der unermüdete Forscher eine wertvolle Frucht seiner Arbeit den Zuhörern darbieten wird. — Für Mitglieder der Lit. Gesellschaft ist der Vortrag frei. Nichtmitglieder erhalten Karten in den Buchhandlungen von Rörershäuser, Durand u. Henkel, Moritz und Münzel, Hoemer, Stadt und Bornemann zu 3, 2 und 1 M. Schülerkarten 50 A.

„Religionswissenschaftliche Vorträge. Wir machen an dieser Stelle noch einmal aufmerksam auf die Vorträge, die Herr Prof. Dr. Krüger aus Gießen heute, Dienstag, den 9. Donnerstag, den 11. und Dienstag, den 16. d. M., abends 8 1/2 Uhr, im Saale der Loge Plato halten wird über das Thema: Das Dogma und die Geschichte. Die Vorträge, welche den Kampf um das Dogma im Buch der Jahrhunderte, „Unser Glaubensbekenntnis und die Geschichte“ und „Jesus Christus und die Geschichte“ behandeln werden, dürften wohl allgemeinem Interesse begegnen. Karten für alle 3 Vorträge, referierter Platz zu 3 A., nichtreferierter Platz zu 2 A. und für den Einzelvortrag zu 1 A. sind in den Buchhandlungen von Stadt, Bahnhofstraße, Hoemer, Langgasse, Voigt, Taunusstraße und Rörershäuser, Wilhelmstraße und am Saaleingang zu haben.“

„Herrschernamen als Wirtschaftsbearbeitungen. Ueber die Berechtigung zur Führung von Herrschernamen als Wirtschaftsbearbeitungen, wie „Hotel Kaiser Wilhelm“, „Restaurant Kaiser Friedrich“, „Café Prinz Heinrich“ usw. besteht große Unklarheit. Von sachmännlicher Seite wird der „N. B.“ hierzu geschrieben: Eine Kabinetsorder, welche die Führung der Namen preussischer Könige und Prinzen von der Einholung einer besonderen Genehmigung abhängig macht, existiert zwar nicht, jedoch ist die Forderung einer derartigen Erlaubnis im Einzelfall aus allgemeinen ordnungspolitischen Gründen gerechtfertigt. Wenn die Rechtsprechung des Ober-Verwaltungsgerichts auch bei Führung des Namens von Privatpersonen ein polizeiliches Einschreiten ausschließt und dieses ausschließlich den Privatpersonen überläßt, so liegt doch bei der Führung der Namen von Angehörigen des Königshauses ein öffentliches Interesse vor, das die Polizeibehörde berechtigt, den Nachweis zu verlangen, daß dem betr. Gewerbetreibenden die Ausübung des in Frage kommenden Namens zu gewerblichen Zwecken von dem Träger des Namens gestattet worden ist. — Wenn also Wirte nicht polizeilichen Fragen ausgeht sein wollen, wählen sie besser andere Namen als die von Fürstlichkeiten. Es ist übrigens auch weit hübscher, wenn das Wirtschaftsbau eine hübsche, langvolle Bezeichnung zulegt, als wenn die Fürstennamen sich ewig wiederholen.“

„Ueber den Stand der Weinbergsarbeiten meldet die „Rhein. Zeitung“ aus dem Rheingau: Der mit dem Beginn des Jahres eingetretene Winter brachte zwar etwas stärkeren Frost, doch keinen Stillstand in den Weinbergsarbeiten. Es kann bisher weiter gerodet werden, und für das Grundfahren und Erdbetragen kam der Frost ganz erwünscht. In alten Weinbergen werden, um fehlende Reben zu ergänzen, die Pflanzgruben ausgehoben und wo es möglich ist, fremder Boden zugebracht. Auch zum Schnitt der Reben wird vorgebereitet, indem die alten Äste gelöst und die Reben freigelegt werden. Am meisten interessiert die werdende Qualität der neuen Weine. Dieselben schreiten in ihrer Entwicklung weiter, sie werden hell und soweit sie probierbar sind, geben sie eine recht befriedigende Probe. Im Handel ist es im Gegensatz zu den Nachrichten aus anderen Weinregionen noch sehr ruhig, doch läßt das vermehrte Verlangen nach Proben auf eine baldige Belebung des Geschäftes schließen. Die letzten Güterversteigerungen, hatten nicht mehr den animierenden Verlauf, doch wurden allenthalben noch befriedigende, dem Wert entsprechende Preise erzielt.“

„Straßensperrung. Die künftige Fahrbahn der Viebricherstraße zwischen der verlängerten Möhringstraße und dem Grundstück Nr. 28 wurde zwecks Durchföhrung der neu hergestellten Straßenzüge und zwar der verlängerten Neuborfer- und Wintermeyerstraße, auf die Dauer der Arbeit für den Fußverkehr polizeilich gesperrt.“

Sprechsaal.

Für diese Abtheilung übernimmt die Redaktion dem Publikum gegen über keine Verantwortung.

In den Wegeverhältnissen von Sonnenberg nach Wiesbaden ist in den letzten Jahren eine wesentliche Besserung eingetreten, doch ist noch ein Mangel vorhanden, auf den hierdurch aufmerksam gemacht werden soll. Wir hoffen, daß diese Stellen ihre Wirkung bei der Wiesbadener Wegbaubehörde bezug. Straßenbauabteilung nicht verfehlen. Es handelt sich um eine kleine Wegstrecke auf Wiesbadener Gebiet unmittelbar an der Grenze zwischen Sonnenberg und Wiesbaden, auf der linken Seite, wenn man von Sonnenberg kommt. Hier ist das Trottoir nur ungefähr 1 m. breit. Diese Strecke wird noch durch die Ständer für das elektrische Kabel um circa 0,40 m. beeinträchtigt. Dicht daran liegt das Geleise der elektrischen Straßenbahn. Ein Ausweichen mehrerer sich begegnenden Personen ist mit großer Gefahr verbunden, wenn nicht der besonnenere Teil stehen bleibt und sich dicht an das Geländer drückt. Man kann also dreist behaupten, daß bei einer solchen Begegnung, zumal wenn die elektr. Bahn noch dazu kommt, Lebensgefahr nicht ausgeschlossen ist, ganz abgesehen davon, daß es auch auf der genannten Strecke Passanten geben kann, die krankhafte Zustände haben und beispielsweise mit Schwindelanfällen behaftet sein können. Dem gefährlichen Zustand könnte sehr leicht dadurch abgeholfen werden, daß der danebenliegende und schon teilweise in Röhren gefasste Nutgraben ganz in Röhren gefaßt und dadurch das betr. Trottoir um weitere 2 m. verbreitert würde. Der Kostenaufwand kann in Hinsicht und im Verhältnis der Gefährlichkeit bezug. deren Verminde rung nur ein ganz minimaler sein, zumal der Kostenaufwand durch das dazu verwendbare Auffüllungsmaterial wesentlich vermindert, wenn nicht ganz gehoben wird, indem jede Karre Auffüllungsmaterial dem Stadtkädel mindestens 40 A. einträgt. Ein etwaiger Einwand, daß auch an anderen Stellen das Geleise der elektrischen Straßenbahn ebenso dicht an dem Trottoir läge, kann hier nicht gelten, weil an dieser Stelle nur auf einer Wegseite ein Trottoir ist, während sonst an ähnlichen Stellen auf beiden Wegseiten Trottoirs sich befinden. Ein täglicher Passant.

KNORR'S
Maccaroni.

Restaurant Waldhäuschen
auch im Winter täglich geöffnet

Künstlerische Photographie. **Karl Schipper,**
31 Rheinstr. 31. Tel. 3276.

Partiwaren-Kaufgesuch.

Komme nächste Woche nach Wiesbaden und laufe Rest-

partien in
Kleiderstoffen, Seidenstoffen, Kurz- u. Galanteriewaren, Konfektion, Hausstandsartikeln u. s. w.

Nachricht bitte sofort zu senden an 1330/333
W. Harms, Hannover, Schillerstr. 16.

Charles Gervais-

Camembert-, Neufchâtelers-, Brie-Käse

treffen Jede Woche direkt von Paris ein

Eduard Böhm, Adolfstrasse 7.

4735

Niederrhein. Malzextrakt.

Der stetig zunehmende Absatz ist ein Beweis für dessen **Vorzüge.**

Niederlage für Wiesbaden und Umgegend:

Ed. Böhm, Adolfstrasse 7.

4724

Marchand's

Grosser

Saison=

Kehraus

zu fabelhaft billigen

Preisen hat begonnen.

Verkauf nur gegen baar.



2. Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 7.

Mittwoch, den 10. Januar 1906.

21. Jahrgang



Der Vulkanausbruch in Nicaragua.

Der Präsident von Nicaragua Obando hat bekanntlich gemeldet, daß die Stadt Masaya von ihren Bewohnern geräumt wurde, weil vulkanische Ausbrüche deren Leben und Besitz bedrohten. Glühende Massen haben bereits die fünf hundert Meter vom Fuße des Berges entfernten Häuser zerstört. Die vulkanischen Eruptionen dauern noch fort, doch haben sie sich glücklicherweise inzwischen vermindert. Die Stadt Masaya liegt zwischen dem Nicaragua- und Managua-See. Es besteht dort eine lebhafte Industrie in Häuten, Hängematten, Tauwerk und Saiten. In der Umgegend wird vortrefflicher Tabak gebaut.

Aus aller Welt.

Prozeß Kracht-Lemgo. Aus Detmold, 8. Jan., wird gemeldet: Die Staatsanwaltschaft hat im Prozeß Kracht-Lemgo Strafverfahren gegen den unbekannten Schreiber der letzten anonymen Briefe eingeleitet, die zur Wiederaufnahme des Prozeßes dienten.

In dem Attentat auf den Leutnant Heerlein in Lübeck ist noch folgendes nachzutragen. Der Angreifer, Zimmergeselle Glas, ein tüchtiger Soldat, hatte eingeständenermaßen den Voratz, den Leutnant zu erschlagen. Ueber das Motiv herrscht völlige Ungewißheit. Heerlein ist ein bei der Mannschaft allgemein sehr beliebter Offizier. Auf Meldung des Falles forderte der Kaiser kriegspolizeilichen Spezialbericht ein.

Liebesdrama. Man meldet uns aus Karlsruhe, 8. Januar: Heute früh 3 1/2 Uhr wurde im Stadtteil Mühlburg die 18jährige Tochter des Kapellmeisters a. D. Ankenbrand mit einem Schusse in der linken Schläfe lebensgefährlich verletzt aufgefunden. Neben ihr lag ein gleichaltiger Apothekergehilfe, der sich durch einen Schuß in die rechte Schläfe getödtet hatte.

Zum Inventur-Verkauf ausgesetzte Gelegenheits-Posten:

Mehrere Tausend Meter Wollmouffeline
in ausschliesslich guten Qualitäten und Mustern

Einheitspreis Mt. 0.85

Große Sortimente Organdy, Foulardine etc.

Einheitspreis Mt. 0.75

Zephyr und Leinen in Karos und Streifen

Einheitspreis Mt. 0.50

Covercoats, 110 breit,
für Frühjahrskleider.

Inventurpreis Mt. 1.75!

Jacketkleider-Stoffe,
englischer Geschmack,

Inventurpreis Mt. 1.75!

Blusenstoffe in Wolle, Seide, Sammt
ausserordentlich billig.

J. Hertz, Langgasse 20.



Nr. 76

Mittwoch, den 10. Januar 1906.

21. Jahrgang

Erkämpftes Glück.

Roman von E. von Blankensee.

Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

„Gewiß!“ murmelte Smiles.

„Aber so nenne ihn!“

„Nicht das allein überführt ihn. Ich kann auch sagen, daß nur Geld das Motiv zur Tat war. Diese Person, von der dieser Daumenabdruck herrührt, die ich auf dem Main in der Nacht verfolgte, die diese Nachricht hinter einem Steine verbarg, hat durch den Mord sich ein halbes Vermögen erworben.“

„Wer?“

„Erzähle doch!“

„Hunderttausend Mark waren der Lohn der Mordtat. Eine Lebensversicherungspolice wurde durch den Mord fällig gemacht und der, der sie erhoben hat, ist der Mörder, von diesem stammt alles, was hier vorliegt. Sein Name heißt —“

Jetzt erst verstand Hein alles. Jetzt begriff er die Tätigkeit seines Freundes; und er selbst kam Smiles zuvor und nannte den Namen, der allein es nur sein konnte: „Theo von Stauffen!“

John Smiles nickte stumm.

13. Kapitel.

Noch ehe die Dämmerung angebrochen war, hatten sich John Smiles und der Kommissär in Begleitung zweier Kriminalschuppleute und auch Franz Hein in dem Winkelwerk der alten Mainzerstraße eingefunden. Vom Römer aus waren sie gegen das Mainufer hinuntergegangen und hatten bald in einer Straßennische wie verkrochen das Haus des Diamanthändlers Walschin erreicht. Als sie durch den Hauseingang traten, fanden sie genau die Zeichnung auf dem vorgefundenen Papier bewahrt. Der Raum, der mit einem Kreuz bezeichnet war, mußte das Wohnzimmer des Diamanthändlers Walschin sein. Was dies schwarz gezeichnete Viereck darstellen sollte, das war vorerst noch unklar.

Auf das Läuten an der Korridorüre öffnete ein alter, gekrüchter Mann mit spärlichem, weißem Haar. Kommissär Wider legitiimierte sich diesem gegenüber und wurden nun alle eingelassen. Da sie der alte Diamanthändler sofort in das Wohnzimmer zu ebener Erde führte, bemerkten nun auch sofort alle Anwesenden, was in der Ecke stand, das besonders angemerkt war. Es war dies ein eiserner Schrank, in welchem Walschin seine Diamanten zu verstecken pflegte. Der Kommissär Wider verständigte nun den Diamanthändler, aus welchem Grunde sie zu ihm gekommen seien und daß sie hier zu bleiben beabsichtigten, um die Einbrecher bei der Tat abzufangen. Walschin erzählte, als ihm das alles mitgeteilt worden war, sofort: „Deshalb war in den letzten Tagen so oft ein Herr bei mir, der sich für Diamanten interessierte. Aber er hat nichts gekauft. Nur immer sehen wollte er sie und hat dabei alles ausgepärlt!“

„Sicherlich ist es so. Wie hat denn dieser Herr ausgesehen?“

Der Diamanthändler schilderte nun möglichst ausführlich den Mann. Als er geendet, sah Wider John Smiles fragend an. Dieser nickte und sagte: „Es kann nur Theo von Stauffen sein. Die Beschreibung paßt genau auf ihn!“

Der Kommissär schüttelte den Kopf und sagte: „Wie seltsam! Dieser Herr von Stauffen, wie er sich nennt, kann nicht zum ersten Male bei einer solchen Tat beteiligt sein. Seine Gewandtheit bewährte sich so, daß ich nur annehmen kann, er war schon bei mehr als einem Einbruch beteiligt!“

„Wer hätte dies bei einem solchen Menschen je vermutet?“

„Niemand! Man soll daher gegen jeden, gleichgültig, welchen Namen er führt oder wie er in der Gesellschaft auftritt, in gleichem Maße mißtrauisch sein. Jedenfalls wird heute seinem Treiben ein Ende gesetzt.“

„Bleiben wir hier?“

„Ja! Wir suchen jetzt gleich das Nebenzimmer auf und bleiben dort, bis es Nacht geworden ist. Dann bleiben wir so lange, bis die Einbrecher in das Zimmer selbst eingedrungen sind. Auf ein gemeinsames Zeichen brechen wir dann vor und packen die Kerle!“

Die Anwesenden nickten. Der alte Walschin führte sie nun in das Nebenzimmer. Dort brachte nun der Kommissär mit einem Bohrer mehrere Kreißöffnungen an, so daß es sehr leicht möglich war, in das Wohnzimmer herüber zu sehen.

„Ich denke, das genügt. Wenn die Vurschen im Zimmer sind und gerade am meisten bei der Arbeit, dann überraschen wir sie. Vor allem aber Hauptsache — sofort den Weg zur Flucht abschneiden. Die Fenster absperren.“

Unwillkürlich sahen sie nach den Fenstern.

„Die sind ja alle vergittert?“ entfuhr es den Lippen Heins. Dies schien auch jetzt erst dem Detektiv und dem Kommissär aufzufallen. Wider antwortete darauf: „Dem Plan nach werden sie aber nur durch die Fenster eindringen. Vom Hause aus laufen sie am meisten Gefahr, entdeckt zu werden. Wahrscheinlich werden sie ein paar Eisenstäbe abseilen.“

„Macht dies nicht auf der Straße zu viel Geräusch?“

„Man hört dies kaum auf zehn Schritte hin. Zudem ist diese alte Gasse um diese Zeit fast menschenleer. Es wird auch eine Schmiere, das ist eine Wache, gestellt werden.“

„Wenn uns aber diese entkommt?“ fragte Smiles, der fühlte, wie er vor Aufregung über das letzte Ergebnis in dieser Nacht zitterte.

„Zum Teufel!“ entfuhr es den Lippen des Kommissärs.

„Der wird uns entkommen. Wir dürfen nicht mehr hingschauen. Schadet nichts. Die Vurschen verraten ihren Gehilfen schon!“

„Aber wenn es dieser Stauffen ist?“

„Um so besser!“ rief dagegen der Kommissär. „Den können wir dann besser in seiner Wohnung ausheben.“

Inzwischen war es dunkel geworden. Die Anwesenden sahen schon alle an ihrem Lauscherposten an den Öffnungen der Türe. Diese war nicht versperrt und ging nach dem Wohnzimmer hinein auf, wo der Einbruch stattfinden mußte. Der alte Diamanthändler war noch im Wohnzimmer und bewegte sich dort so ruhig und sorglos, als wäre er von nichts verständigt. Er mußte sich so verhalten, um nicht einem Ausbaldowierer (Auskundschafter), der noch die letzte Kontrolle führte und

in das Zimmer durch eine Laderreihe spähte, aufzufallen. Etwa gegen elf begab sich der alte Malschin zu Bett. Dort wird er aber schwerlich geschlafen, sondern in atemloser Spannung gelauscht haben, was sich in Zukunft ereignen würde. Die Nacht verstrich. Stunde auf Stunde verrann. Die Uhr ließ das gleichmäßige, eintönige Tictac vernehmen. Mitternacht war schon vorüber. Auf der Straße war es still. Die Schritte verspäteter Wanderer waren nicht mehr zu hören, offenbar war schon die alte Straße in tiefen Schlaf versunken.

Die Lauscher auf ihren Posten waren schon ganz ermüdet, die Glieder schmerzten sie von dem langen ruhigen Sitzen. Sie dursteten sich ja nur mit fast unhörbarem Flüstern miteinander verständigen.

„Offenlich sind sie durch nichts abgeschreckt worden!“ hauchte der Kommissär John Smiles zu. Dieser zuckte die Achseln.

„Sie haben doch den Bettel wieder genau so hineingesteckt, wie sie ihn fanden.“

Smiles nickte.

„Aber sie kommen noch nicht!“

„Es ist noch nicht eins!“

Klipp klapp, klipp klapp. Tritte näherten sich dem Hause. Im Zimmer herrschte nun atemloses, erwartungsvolles Schweigen. Alle schienen zu fühlen, wie alles jetzt von ihnen selbst abhängig war. Es war nur eine Person, die dicht am Hause vorüberging. Sie gab sich keine Mühe, die Schritte zu dämpfen.

Mit Absicht schien sie Lärm machen zu wollen. Sie schritt so nahe am Hause auf und nieder.

„Das ist der Ausbaldowerer!“ flüsterte Kommissär Wider.

Die Tritte entfernten sich wieder vom Hause. Dann war alles still. Smiles blickte den Kommissär an. Dieser konnte wohl dessen Gesicht nicht sehen und erkennen, aber die Bewegung verriet ihm, was er wollte und Wider antwortete: „Nur Geduld! Das war die Probe. Es kommt nun bald der eigentliche Schränker (Einbrecher)!“

In der Tat, es verstrichen nur wenige Minuten. Da kamen aus der Ferne schon wieder Schritte. Jetzt konnte man deutlich zwei Burschen erkennen; diese waren aber schon mehr bemüht, das Geräusch ihrer Schritte zu dämpfen. Auch diese schritten am Hause auf und nieder. Dann war es still. Die Lauschenden hörten jetzt nichts wie das Tiden der Uhr und das Atmen der eigenen Brust. Ein kurzer Schlag. Mit einem Brecheisen war der äußere Fensterladen aufgedrückt worden. Das fahle Dämmerlicht drang in das Zimmer ein, das vorher undurchdringlich finster war. Still war es. Die beiden Einbrecher lauschten, ob der Stoß niemand geweckt habe. Da sich aber nichts regte und nichts rührte, gingen sie rasch aus Werk. Ihre Schritte verhallten wieder dumpf, als entfernten sie sich.

„Es sind dies zwei „schwere Jungen“, wie sie mir wohl noch nie untergekommen sind. Still! Wir werden bald wieder hören!“

Jede Sekunde erschien den Lauschern eine halbe Ewigkeit. Sie wagten ja kaum zu atmen. Da regte es sich schon wieder. Keine Schritte waren zu hören, kein Lärm; es schien nur, als ertöne am Fenster ein eigentümliches Rasseln und Feilen. Es war dies aber so gedämpft, daß es die Lauschenden kaum unterscheiden vermochten, was eigentlich geschah.

„Jetzt erst arbeiten sie. Auf den Strümpfen sind sie zurückgekommen und feilen jetzt die Gitterstäbe ab!“

Die Minuten verstrichen, durch nichts unterbrochen als von dem Rasseln der Stahlsäge. Dann aber war es wieder stille. John Smiles sah so, daß er an das Fenster sehen konnte; er unterschied jetzt eine dunkle Gestalt, die aufmerksam in das Innere des Zimmers spähte. Dann war es ihm, als verhüllte die Gestalt das Fenster mit einem Tuche.

„Ein Pechlappen!“ hörte er neben sich die flüsternde Stimme des Kommissärs.

Da ertönte ein Knacken; halblaut. Und das schwarze Tuch wurde zurückgezogen, das Fenster war eingedrückt, das Glas aber am Pechlappen kleben geblieben. Jetzt schob sich mit aller Vorsicht ein Arm durch die Öffnung herein und suchte tappend nach dem Fensterriegel. Die Hand schob den Riegel vor und das Fenster war aufgestoßen. Jetzt konnte man sehen, daß alle Eisenstäbe weggefeilt waren. Wieder verstrichen einige Minuten. Da — vorsichtig sprang eine Mannsgestalt auf das Fensterbrett — lauschend streckte sie den Kopf vorwärts; nichts regte sich, keine Gefahr schien vorhanden. Ein Sprung. Und der Schränker stand im Innern. Mit welcher Vorsicht dieser zu Werke ging. Kaum stand er auf den Füßen, da blieb er auch schon wieder lauschend stehen, um den Erfolg abzuwarten. Da nur eine reglose Stille um ihn herrschte, so hob er die Hand. Und ebenso schnell war der zweite im Zimmer. Jetzt konnte man diese beiden erkennen; sie waren klein, unterseht, breit und

muskulös. Ihre breiten Rücken verrieten, daß in ihnen eine unglaubliche Kraft stecken mußte. Die Gesichter selbst waren geschwärzt und unerkennlich gemacht. Mit regster Spannung lauschte Smiles. Sollte noch ein Dritter nachkommen? Nichts regte sich. Wo aber war Theo v. Stauffen, dem er so sehnlichst zu begegnen wünschte? Von diesen beiden war es keiner.

Einer der beiden Burschen trat an das Fenster und nahm in das Zimmer herein die außen bereitgestellten Drechswerkzeuge. Seinem Genossen reichte er einen langen, stählernen „Krummstab“, d. i. ein vorne gebogenes Brecheisen, eine Bohrmarre und einen Stahlmeißel. Er selbst trug eine Schlüsselochlaterne und einen Zentrumsbohrer für Stahl. Der stärkere trat nun vorsichtig nahe an beide Türen des Zimmers; zuerst an jene, die in das Schlafzimmer führte, dann an die andere, hinter welcher die Lauscher saßen. Eine Tür nur trennte sie jetzt. Die Schränker waren anscheinend beruhigt. Der Zweite untersuchte nun mit der Schlüsselochlaterne die Schlösser des eisernen Schrankes. Die Laterne wies nur eine ganz kleine kreisrunde Öffnung auf, so daß immer nur ein ganz kleiner Raum damit beleuchtet werden konnte.

„Glasharter Stahl!“ murmelte fast unhörbar dieser Bursche. „Wir können das Stück nicht herauschneiden!“

So leise die Stimme auch flüsterte, so konnten es die Lauschenden doch verstehen.

„Wir müssen ihn auf das Gesicht legen und die hinteren Nietenköpfe absprenge und den Stahlmeißel einsetzen. Dann tut der Krummstab das übrige.“

Der Zweite nickte.

Da die beiden im Zimmer mit solcher Ruhe und Sicherheit arbeiteten, war wohl anzunehmen, daß auf der Straße die Schmiere stand, um sofort zu warnen, wenn es nötig werden sollte. Die beiden Schränker machten sich nun ans Werk, den schweren, eisernen Gelschrank, der an Gewicht mehrerer Zentner haben mochte, umzukippen, das heißt, mit der Vorderseite auf den Boden zu legen, so daß die Hinterseite nach oben lag. Daß bei allen eisernen Schränken die hintere Seite die schwächste ist, war den Schränkern wohl bekannt und versuchten sie deshalb auch, von hier aus einzudringen. John Smiles bebt. v. Stauffen stand auf der Straße als Schmiere und war diesem also vorerst nicht beizukommen. Gerade das aber war für ihn das notwendigste. Der erste Bursche streckte die Aermel hoch, so daß man erst jetzt seine sehnigen muskulösen Arme sehen konnte. Die Gummistränge zogen die Muskeln den Oberarm von der Schulter herab. Es mußte dieser über eine furchtbare Kraft verfügen und mußte bei dessen gewaltiger Körperkraft gerade der Augenblick abgepaßt werden, wo er am unschädlichsten war. Der schwere, stählerne Krummstab in dessen Faust konnte eine Todeswaffe für alle sein.

Die Situation für die hinter der Tür versteckt lauernden war nicht gerade gefahrlos, wenn sie die Schränker fangen und nicht nur vertreiben wollten. Kommissär Wider war vollkommen ruhig. Es war nicht zum erstenmal, daß er so den Verbrechern gegenüber war. Ruhe und Entschlossenheit im richtigen Augenblick mußte alles entscheiden.

„Mein Rücken trägt mehr als zehn Zentner!“ flüsterte der eine, der nur aus Knochen und Muskeln zu bestehen schien. „Führe den Schrank!“

Die beiden legten nun ihre Schränkerwerkzeuge auf den Boden nieder. Dann aber stellte sich der Starke vor den Schrank, stemmte die Arme gegen die Füße, wobei er seinen breiten Rücken nach vorne beugte. Der Zweite aber setzte den Krummstab unter dem Schranke ein und brachte ihn in eine schwach geneigte Stelle. Der Rücken des anderen sorgte dafür, daß er nicht umfallen konnte. Während nun der eine in den schweren Schrank eingezwängt und dadurch unschädlich gemacht worden war, bemühte sich eben der Zweite, den Schrank nach rückwärts, der Wand zuzuschieben, um stets einen festen Stützpunkt zu haben. In diesem Augenblick hatte keiner der beiden Einbrecher eine Waffe zur Hand.

„Los!“ rief der Kommissär.

Da flog mit einem gewaltigen Aud die Tür auf und voran der Kommissär, dann Smiles, Hein und die beiden Kriminalschupleute waren in das Zimmer gesprungen. Mit einem gewaltigen Satz war Wider bei den Einbrechern und mit seinem Fuße schleuderte er sofort die am Boden liegenden Drechswerkzeuge zur Seite, um den Abgesangenen jede Waffe aus dem Wege zu räumen.

„Aufstoß!“ schrie sofort der eine der beiden Burschen mit weithin gellender Stimme.

(Fortsetzung folgt.)

Denkspruch.

Lust und Bewegung sind die eigentlichen Geheimen Sanitätsräte, und an denen, die sich so nennen, ist das das Beste, daß sie dies mehr und mehr einzusehen beginnen.

Ch. Fontane.

Der Wahrheitsfreund.

Humoristische Erzählung von Reinhold Drtmann.

(Vorlesung.)

(Nachdruck verboten.)

„Zum Henker, Herr, nehmen Sie sich doch ein bißchen in acht!“ brummte der andere, indem er unwirsch zur Seite rückte. Und dabei war es Eversbach, als ob er die Stimme schon einmal gehört, als ob er dies schwarzbärtige Gesicht mit dem goldenen Zwider auf der Nase schon einmal gesehen haben müßte. Aber er konnte sich trotz allen Nachdenkens der Umstände nicht erinnern, unter denen es der Fall gewesen war, und da sich nach der ersten, wenig verheißungsvollen Anknüpfung ein genüßreiches Gespräch mit dem Reisegefährten kaum erhoffen ließ, lehnte sich Robert Eversbach in seine Fensterrede zurück und zog die Brieftasche — Bessy Crabbes sinniges Geschenk — aus der Tasche, um als ein bedachtsamer Mann noch einmal die Liste der Besorgungen durchzugehen, die er in Berlin auszuführen hatte.

Er mochte sich dieser Beschäftigung etwa fünf Minuten lang hingegen haben, als er eine Berührung an seinem Arme spürte und ausblickend in das sichtlich erregte, weit zu ihm herüber geneigte Antlitz des Schwarzbärtigen sah.

„Verzeihen Sie, mein Herr! Aber diese Brieftasche da — wie kommen Sie zu dieser Brieftasche?“

„Was geht es Sie an, woher ich diese Tasche habe?“ fragte Eversbach erstaunt. „Es ist das Geschenk einer Dame, wenn Sie es durchaus zu wissen wünschen.“

„Ah, in der Tat? Das Geschenk einer Dame? Und ein Geschenk, das von Anfang an für Sie bestimmt war?“

„Natürlich, für wen denn sonst? Da“ — und er hielt ihm den gestickten Vergißmichnichtstrauch unter die Nase — „nun werden Sie mir's wohl glauben, daß es von einer Dame herrührt, und daß es für mich bestimmt war. Ich erhielt es als Freundschaftsangebinde aus ihren eigenen Händen.“

Der andere rückte zurück. „Sie erhielten es aus den eigenen Händen der Dame? — Ach, das ist etwas anderes. Ich bitte um Entschuldigung. Ich glaubte nämlich, daß Sie die Tasche vielleicht irgendwo gekauft hätten. Aber ich sehe, daß ich mich getäuscht habe. Bitte um Verzeihung!“

Eversbach murmelte etwas Unverständliches, steckte die Brieftasche wieder ein und zog die Reisemütze über die Augen, um ein Schläschen zu machen. Erst eine Stunde später wachte er auf. Die Station, die man eben erreicht hatte, war die einzige, auf der es vor dem Ende der Fahrt noch einmal einen längeren Aufenthalt gab. Der Schwarzbärtige hatte es sehr eilig, aus dem Wagen zu kommen, und verschwand im Lauschkritt nach der Richtung hin, wo eine Tür des Stationsgebäudes die Aufschrift „Telegraphenamt“ zeigte. Im letzten Augenblick erst, als der Zugführer schon die Signalleuchte an den Lippen hatte, lehrte er atmlos zurück. Ohne ein Wort zu sprechen, brüllte er sich in die Ecke und entfaltete eine umfangreiche Wiener Zeitung, hinter der sein Gesicht dem Mitreisenden für den ganzen Rest der Fahrt verborgen blieb.

Als man in den Außenbahnhof Berlins einfuhr, machte Eversbach sich mit seinem Gepäck zu schaffen; der Schwarzbärtige aber stellte sich an das Fenster und spähte aufmerksam hinaus wie jemand, der ungeduldig ist, einen teuren Angehörigen auf dem Bahnsteig zu erblicken. Der Rentier, dem er die Aussicht völlig verperzte, sah, daß er lebhaft mit beiden Händen winkte, und machte sich schon darauf gefaßt, einer rührenden Begrüßungsszene beizuwohnen zu müssen. Diskret hielt er sich deshalb ein wenig zurück, als der andere hinausprang; aber er hörte ihn doch ganz deutlich sagen: „Jawohl, Herr Bahnhofsvorsteher — mein Name ist Bänau, und ich bin der Absender der Depesche. Dies ist der Mensch, dessen Verhaftung ich verlange.“

Ein Kopf mit einer roten Mütze erschien in der offenen Tür und hinter ihm noch ein anderer mit ernst blickendem Gesicht.

„Wollen Sie die Güte haben, auszustiegen, mein Herr!“ sagte der Eisenbahnbeamte in höflichem, aber bestimmtem Tone. „Man wünscht, daß Ihre Personalien polizeilich festgestellt werden, und ich ersuche Sie, sich diesem Verlangen unter Vermeidung alles unnötigen Aufsehens zu fügen.“

Robert Eversbach starrte ihn an, als wenn er in einer fremden Sprache geredet hätte.

„Was? Ich? Personalien feststellen? Polizei? — Ja, wer ist denn dieser unverschämte Kerl, der sich erlaubt, meine Verhaftung zu verlangen?“

„Das werden Sie schon rechtzeitig erfahren“, erwiderte der Schwarzbärtige. „Ich wiederhole auf das bestimmteste, meine Herren, daß dieser Mensch derselbe ist, der mir im September vorigen Jahres meine Brieftasche mit sechstausend Gulden gestohlen hat. Er trägt die Brieftasche noch bei sich, und ich bitte den Herrn Polizisten, darauf zu achten, daß er sie nicht etwa auf dem Transporte nach dem Gefängnis fortwirft.“

Eversbach war bis über die Stirn hinauf dunkelrot wie ein gefotterter Hummer. Einen Augenblick schien es, als ob er sich auf seinen Veleibiger stürzen wolle, dann aber brach er in ein lautes Gelächter aus.

„Haha! — Taschendiebstahl — sechstausend Gulden! Hat man je solche Verrücktheiten erlebt? Es ist wahrhaftig zum Totschaden. — Bringen Sie den Menschen um Gottes willen ins Irrenhaus, bevor er gemeingefährlich wird!“

„Diese Auseinandersetzungen, meine Herren, bringen uns nicht weiter“, mischte sich jetzt der Begleiter des Bahnhofsvorstehers ein. „Ich bin nicht dazu berufen, die Angelegenheit zu untersuchen, und ich muß deshalb bitten, mir zu folgen. Sie werden auf der Polizei Gelegenheit genug haben, sich zu verständigen.“

„Gut!“ erklärte Eversbach. „Wenn der Verrückte auch mitkommen muß, bin ich bereit. Ich werde schon dafür sorgen, daß man ihn unschädlich macht.“

Sie bestiegen alle drei eine der vor dem Bahnhofe haltenden Droschken und legten die Fahrt bis zum Alexanderplatz in grimmigem Schweigen zurück, nachdem der Kriminalschuttmann noch einmal ziemlich ernstlich betont hatte, daß er sich jeden aufgeregten Wortwechsel verbitten müsse. Die Geduld des Rentiers war fast erschöpft, als er nach mehr denn halbstündigem Warten in einem sehr ungemütlichen Vorzimmer endlich zugleich mit seinem Ankläger in einen Raum geführt wurde, wo ein freundlich dreinschauender, graubärtiger Herr und ein spindeldürrer Schreiber an grün überzogener Tafel saßen. Ein rascher, aufmerksamer Blick des Polizeinspektors streifte die Eintretenden.

„Na, was haben wir denn da? Sie sind also der Fabrikant Eduard Bänau aus Wien?“

„Jawohl! Hier ist mein Paß — und da sind auch noch verschiedene andere Papiere, aus denen mein Name und mein Stand zur Genüge hervorgehen dürfte.“

„Schön! — Und Sie?“

„Ich bin der Rentier und Hausbesitzer Robert Eversbach aus F.“

„Ihre Ausweise?“

Der Rentier suchte in seinen Taschen; dann schüttelte er ärgerlich den Kopf. „Ich schleppe mein Familienarchiv nicht mit mir herum, Herr Inspektor! — Drüben in Amerika, wo ich länger als dreißig Jahre gelebt habe, hat ein ehrlicher Mann das nicht nötig.“

„Hier in Deutschland aber tut man immer gut, ein Ausweispaß bei sich zu führen, zumal wenn man sich auf Reisen befindet“, entgegnete der Beamte gelassen. „Doch über Ihre Persönlichkeit werden wir wohl später ins reine kommen. — Was haben Sie also gegen diesen Mann vorzubringen, Herr Bänau?“

„Ich beschuldige ihn, mir im September vorigen Jahres hier in Berlin eine Brieftasche mit sechstausend Gulden in Banknoten gestohlen zu haben.“

Eversbach wollte wieder in ein krampfhaftes Gelächter ausbrechen; aber der Inspektor bedeutete ihm mit einem ernsten Blick, sich ruhig zu verhalten.

„Worauf gründet sich Ihre Vermutung?“

„In erster Linie darauf, daß ich die gestohlene Brieftasche heute in meinen Händen gesehen habe. Ich erkannte sie auf den ersten Blick.“

„Was haben Sie darauf zu erwidern?“

„Daß die Behauptungen des Menschen erfunden sind. Da — dies ist die Brieftasche, von der er redet. Ich empfang sie als Geschenk von einer mir befreundeten Dame.“

„So! — Na, geben Sie das Ding doch einmal her! Herr Bänau, wenn die Tasche, wie Sie sagen, Ihr Eigentum ist, so werden Sie mir vielleicht einige besondere Kennzeichen angeben können, die Ihre Erklärung glaubwürdig machen.“

„Gewiß! — Da ist zunächst das silberne Monogramm mit den Anfangsbuchstaben meines Namens E. B.“

„Haha, gefehlt!“ fiel der Rentier ein. „Die Buchstaben

lauten B. E. und bedeuten: Bob Eversbach — wie man mich drüben in Amerika nannte."

"Wirklich? Das ist ein höchst merkwürdiges Zusammen treffen."

"Außerdem," fuhr der Wiener fort, "befindet sich im Innern der Brieftasche eine Stiderei, einen Berggipfelmündich- strauch darstellend. Meine Gattin hat sie angefertigt, als sie mir die Brieftasche vor einem Jahre zum Geburtstage schenkte."

Robert Eversbach hatte diese Worte mit einem höhnischen Lächeln begleitet. "Der Herr hat es allerdings nicht schwer, ein Merkmal anzugeben, das ich selber ihm vorhin gezeigt habe. Er wird nicht leugnen wollen, daß ich ihm die Berggipfelmündich unter die Augen hielt, als er in der Eisenbahn zuerst mit seinen Fäselien anfang. Ich halte es fast unter meiner Würde, noch einmal zu wiederholen, daß die Handarbeit von einer mir nahestehenden Dame herrührt, die mir das kleine Angebinde bei unserer letzten Zusammenkunft überreichte."

"Darf man vielleicht auch den Namen dieser Dame erfahren?"

"Ihr Name ist Vessy Crabbe."

"Und ihr Wohnort?"

"Indianapolis in Indiana, Vereinigte Staaten von Nordamerika."

"Alle Wetter, das ist ein bißchen weit. Es würde, wie mir scheint, etwas umständlich sein, die Dame zu befragen. Wissen Sie mir etwa sonst noch ein Kennzeichen zu nennen, Herr Bünan?"

"Allerdings, Herr Inspektor! Zener Herr dort wird mir hoffentlich zugeben, daß ich die Brieftasche, seitdem sie sich in seinem Besitz befindet, nicht einen Moment in den Händen gehabt habe."

"Natürlich nicht," brummte Eversbach, dem es mit einem Male merkwürdig unbehaglich wurde. "Aber wo soll denn das hinaus?"

"Sie werden es gleich erfahren. Auf das innere Seidenfutter der Verschlußklappe schrieb ich mit unzerstörbarer Tinte in stenographischen Schriftzeichen meinen Namen. Ich glaube nicht, daß es dem Dieb gelungen ist, diese Eintragungen zu entfernen. Und vielleicht hat er sie bei ihrer Winzigkeit nicht einmal bemerkt."

Der Inspektor prüfte aufmerksam die bezeichnete Stelle; dann hielt er sie dem dürren Schreiber entgegen.

"Können Sie das lesen, Mertelmann?"

"Jawohl, Herr Inspektor! Es heißt Eduard Bünan."

Robert Eversbachs Kniee begannen plötzlich zu zittern. Er fühlte, wie alles Blut ihm aus dem Gesicht wich, als der Beamte sich wieder zu ihm wandte: "Na, hören Sie, mein verehrter Herr Rentier und Hausbesitzer, die Sache mit der Dame aus Indianapolis scheint mir denn doch nicht ganz geheuer. Wenn Ihre Angaben richtig sind, wie in aller Welt kommt dann der Name des Herrn Bünan in Ihre Brieftasche?"

"Ich weiß in der Tat nicht, Herr Inspektor — hier muß irgend ein tödlicher Zufall seine Hand im Spiele haben. Ich fand das Ding in einer Tasche meines Ueberziehers und konnte den Umständen nach nur annehmen, daß es ein Geschenk von Vessy Crabbe sei."

"Ach, das klingt ja schon anders. Sagten Sie nicht vorhin, die Dame hätte es Ihnen selbst überreicht?"

"Ach — ich habe mich vielleicht schlecht ausgedrückt. Was ich soeben erklärte, ist jedenfalls die laute Wahrheit."

"Und die sechstaufend Gulden, die sich in der Brieftasche befanden, hielten Sie die auch für ein Angebinde Ihrer Freundin?"

"Es war nichts darin, ich schwöre es! Nicht ein Papierschmigel, Herr Inspektor!"

Ohne ihm eine Antwort zu geben, lehnte sich der Beamte wieder zu dem Schwarzbärtigen.

"Wann wurde das Geld gestohlen?"

"Am 14. September vorigen Jahres — und zwar in der Kunstausstellung zu Moabit."

Einer der unglücklichsten Einfälle seines Lebens war es, der Robert Eversbach in diesem Augenblick sagen ließ: "Ich bin niemals in der Kunstausstellung gewesen." Wenn die Tasche wirklich das Eigentum des Herrn dort ist, so mag der Himmel wissen, wie sie sich in meinen Ueberrock verirren konnte."

"Haben Sie den Diebstahl damals zur Anzeige gebracht, Herr Bünan?"

"Gewiß! Nur muß ich bemerken, daß mir dabei ein Ver- tum passiert ist. Ich entdeckte das Fehlen der Brieftasche nämlich erst am 16. September, und da ich tags zuvor

das Deutsche Theater besucht hatte, nahm ich an, daß sie mir dort in dem Gedränge vor der Garderobe gestohlen worden sei."

"Ich bin niemals im Deutschen Theater gewesen," fiel der Rentier mit Nachdruck ein. "Und ich wiederhole, die Sache ist mir vollkommen unerklärlich."

"Woher wissen Sie denn aber nun so bestimmt," forschte der Inspektor weiter, "daß der Diebstahl nicht im Theater, sondern in der Kunstausstellung erfolgt ist?"

"Ich weiß es, weil ich schon vorhin während der Fahrt in dem Herrn dort einen Menschen wiedererkannte, der mich in der Ausstellung ohne jede wahrnehmbare Ursache anrannte. Vermutlich ist dies sein gewöhnliches Manöver bei der Aus- führung von Taschendiebstählen."

Nun wußte Robert Eversbach freilich mit einem Male, woher ihm das Gesicht des Schwarzbärtigen und seine Stimme vorhin so bekannt vorgekommen waren. Aber er durfte sich um keinen Preis nochmals auf einer Unwahr- heit ertappen lassen, und so sagte er fast überlaut: "Der Herr irrt sich. Ich bin nie in meinem Leben in der Kunstaus- stellung gewesen."

(Schluß folgt.)



Das Perlenkollier.

Die hübsche junge Frau des Bankiers Goldener, hatte eine Freundin besucht und war auf dem Heimwege begriffen. Vor dem Schaufenster der Hofjuweliere Silberstein & Söhne war sie, durch die ausgestellten Schmuckstücken angelockt, stehen geblieben. Ihre Augen betrachteten sehnsüchtig ein prachtvolles Perlenhals- band, das im Fenster lag. Frau Goldener liebte Perlen. Sie war eine Kennerin und hatte noch nie eine solche Anzahl tadellos schöner Perlen zu einem Schmuckstück vereinigt gesehen. End- lich trat sie in den Laden und fragte:

"Welches ist der Preis des Perlenkolliers im Schaufenster dort?"

"Zwanzigtausend Mark, gnädige Frau," antwortete höflich der Juwelier, nahm das Kollier aus dem Fenster und machte Frau Goldener auf die Schönheit jeder einzelnen Perle aufmerksam.

"Ich will Ihnen was sagen," begann Frau Goldener nach kurzer Ueberlegung. "Hier gebe ich Ihnen einen Scheck über zehntausend Mark und heute nachmittag sende ich meinen Mann zu Ihnen, damit er sich das Halsband ansieht. Sie werden ihm dann als Preis nicht zwanzigtausend, sondern nur zehn- tausend Mark angeben und ihm sagen, es wäre ein ganz be- sonders glänzender Gelegenheitskauf. Vielleicht kauft er es dann für mich."

Juwelier Silberstein verbogte sich mit einem zustimmenden Nicken. Aehnliche Geschäfte waren ihm in seiner langjährigen Praxis schon hundertmal vorgekommen.

"Ich wünsche Ihnen Glück, gnädige Frau," sagte er, als er Frau Goldener zur Türe begleitete.

Frau Goldener begab sich direkt in das Bankgeschäft ihres Mannes und suchte diesen in seinem Privatbureau auf. Sie fand ihn in rastloser Laune. Er hatte vor einigen Tagen einen großen Posten Canada Pacific-Aktien gekauft, deren Kurs ihm soeben aus London um sechs Prozent höher gemeldet wurde, so daß er hoffte, sie an der heutigen Börse mit einem runden Ge- winn von hunderttausend Mark loszuschlagen. Er war deshalb sofort bereit, sich das Perlenhalsband bei Silberstein & Söhne nach Börsenschluß anzusehen.

Frau Goldener hatte sich am Nachmittage zum Diner mit ganz besonderer Sorgfalt gekleidet. Sie hatte ihr neues Kleid von blaßrosa Seide angezogen, und während sie ihre Toilette machte, hatte sie von einem lebenswürdigen Gatten geträumt, der ein prachtvolles Perlenkollier um ihren weißen Hals schlang.

"Ich habe das Perlenhalsband gekauft," waren in der Tat Goldeners erste Worte, als er nach Hause kam.

"Du lieber Mann!" sagte sie. "Zeig es mir doch!"

"Zeigen? Ich habe es direkt hinschicken lassen."

"Hinschicken lassen? Wohin?" fragte, von einer bangen Ahnung erfüllt, Frau Goldener.

"Na, wohin denn anders als zu meiner Schwester Bella. Du hast mich heute beim Frühstück doch selbst daran erinnert, daß sie morgen Geburtstag hat."

Es hat einige Tage gedauert, bevor Frau Goldener ihre Gemütsruhe wiedergefunden hat. Salstaff.